

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 9 (2015)

Artikel: Habent sua fata libelli
Autor: Oechslin, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HABENT SUA FATA LIBELLI

Werner Oechslin

Das häufig zitierte Diktum kommt meist ‘gewichtig’ daher, wie eine sibyllinische Botschaft, die Verborgenes enthüllt oder Bedeutendes ankündigt. Natürlich haben Bücher ihre ‘Schicksale’ oder einfach ihre ‘Geschichten’. Doch geistert das Zitat wie ein Menetekel durch die Literatur von Robert Burtons *Anatomy of Melancholy* bis zu Umberto Ecos *Il nome della rosa*. Oder aber es wird schon mal als Werbetext für ein Buch zur “Integration von Wissenschaft und Praxis in der Buchrestaurierung” eingesetzt. Die Kieler Universität verbindet es mit einer “Aktion Bücher in Not zur Rettung wertvoller Buchbestände”, weil offensichtlich in regulären Budgets kein Platz oder nur ungenügende Mittel für solche ‘Extraaufwendungen’ und ‘Posteritäten’ unserer Wissenskultur vorgesehen sind. Aus dem Orakel ist ein Werbespruch geworden!

Eine Präzisierung ist gleichwohl im Vorfeld dieser kurzen Bemerkungen notwendig. Das Zitat findet sich in verkürzter Form; es lässt die Sache der Bücher noch schicksalsträchtiger, aber in jedem Fall auch undurchsichtiger erscheinen. Bei Terentianus – nicht bei Terenz! – heisst es “pro captu lectoris habent sua fata libelli”!¹ “Pro captu lectoris”, oft unpräzis übersetzt, sagt ganz deutlich, wem jenes Schicksal geschuldet ist. Es ist der Leser selbst, der Nutzer, der zugreift und durch seine Lektüre das ‘Schicksal’ – und die Wirkung – des Buches bestimmt. Oder das Schicksal der Bücher liegt beim Menschen. Es gibt da allerdings auch die Vorgaben, die durch spezifischen Zuschnitt und Inhalt das Buch machen. Man ist gut beraten, beide Seiten zu bedenken.

Insofern das Buch in eine solche Schicksalsgemeinschaft eingebunden ist, geht es jedenfalls um ein Wechselspiel. Erich Otto Graf, der für einmal “captus” richtig als Fassen und Greifen übersetzt, hat jenes Zugreifen mit Ludwik Flecks’ “um zu sehen muss man wissen” in Beziehung gesetzt.² Eine lange Tradition entsprechender oder verwandter Äusserungen gerät damit – ganz nach dieser Massgabe – ins Blickfeld. Kant hat in der “Vorrede zur zweyten Auflage” seiner *Critik der reinen Vernunft* (1787) – mit Bezug auf die “Naturforscher” von Galilei bis Torricelli und Stahl – formuliert: “Sie begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe

hervorbringt“, und dies mit der Notwendigkeit von Vernunftprinzipien, die Experimente lenken und leiten, verbunden; die dabei nicht zu vermeidenden ‘Nötigungen’ hat er nicht nur in Kauf genommen, sondern empfohlen. An der Quelle unseres Verstehens – siehe den nachfolgenden Aufsatz – sind solche Fragen und Zweifel angezeigt. Nietzsche folgert dann, von einem der prominentesten Quellenforscher, Julius von Schlosser, zitiert: “Was Wunder, daß der Mensch später in den Dingen immer nur wiederfindet, was er in sie gesteckt hatte!” Und für den Kunsthistoriker doppelt Heinrich Wölfflin 1915 in den *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen* nach: “Es ist wahr, man sieht nur, was man sucht, aber man sucht auch nur, was man sehen kann.”³

Man erkennt schnell, dass es nicht so sehr um einen Vorrang, sondern wie in jedem guten ‘commercium’ und Kommunikationsprozess um Austausch und Vergleich geht. Das Buch ist Teil eines solchen Prozesses. Das Wechselspiel verbindet den, der liest, mit dem, was das Buch anbietet. Beides, das Lesen und das Gelesene, ist in heutiger Diktion ‘formatiert’ und zusätzlich in gegenseitiger Zuordnung bestimmt und eingeschränkt. Spätestens hier stellt sich die Frage, was man denn eigentlich in Büchern findet, und zudem, ob sich denn ein solches Wechselspiel nicht nur beim Leser, sondern auch im Buch selbst ‘abbildet’ und ob entsprechende Spuren (der Lektüre) zu finden sind, die dann vielleicht dem nächsten Leser zusätzliche Hinweise bieten (oder Grenzen weisen). Auf solche Weise wird das Buch zu einer Quelle ganz besonderer Art. In einer Zeit, in der ‘Dedoublierungen’ zur Staatsraison von Bibliotheken gehören und Bücherbestände, die dem – nunmehr vergangenen – ‘Printzeitalter’ angehören, bereinigt, zusammengefasst und am geschützten Ort ‘komfortabel verfügbar gemacht’ werden, scheint sich das Interesse an derlei Spuren gerade umgekehrt in antizyklischer Weise zu vermehren. Es lässt zuweilen hoffen, dass entsprechende Bücher zu ‘Unikaten’ promoviert und somit – vielleicht – vor platzsparender Elimination bewahrt werden. Man soll das nicht unterschätzen! Über entsprechende Hinweise rekonstruiert man Wissen und die Bestände bedeutender Bibliotheken von Wissenschaftlern und Wissensträgern.

Nicht immer ist das so spektakulär wie im Falle eines bekritzelten Exemplars von Newtons *Principia*, das der Legende nach vom Käufer wegen des tieferen Preises einem ‘sauberen’ Exemplar vorgezogen wurde; in den Kritzeleien entpuppten sich hinterher die Notizen Leibniz’. Manchmal sind auch unbedeutendere Spuren auf, wie es im Buchhändler-Jargon heisst, ‘unschön’ gestempelten oder/und einbeschriebenen Titelblättern durchaus aufschlussreich.

Zweifelsohne ‘unschön’ und gleich mehrfach gestempelt und erst noch mit einem Standort-Kleber versehen ist ein Exemplar der deutschen Ausgabe von Aristoteles’ *Kunst der Poesie* von Johann Gottlieb Buhle, das 1798 in Berlin in der Vossischen Buchhandlung erschienen ist. Die durchgestrichenen Stempel des eher seltenen, nun ausgeschiedenen Werkes erinnern daran, dass das Buch einstmals in der Bibliothek des “Deutschen Elternverbands in Lettland” stand. (Tafel x) Buhles Vorrede erläutert, wie es nach seiner Übersetzung und dem zweiten Teil seiner Anmerkungen noch zu einem – überraschenden – dritten Teil des Büchleins gekommen ist, der aus der deutschen Übersetzung eines Traktats von Thomas Twining mit dem Titel “Über die Poesie als nachahmende Kunst betrachtet” besteht. Buhle nennt Twining einen “gelehrten Freund” und lobt insbesondere den Stil seiner kurz zuvor erschienenen englischen Übersetzung von Aristoteles’ Text. So ist aus dem Werklein, dessen Interesse Buhle aus der Nachfolge Lessings begründet, ein kleines, ‘aktuelles’ und in jedem Falle bemerkenswertes Corpus der Nachahmungstheorie geworden. Die Stempel erinnern an jene Zeit der 1920er und 1930er Jahre, während der in Lettland die deutsche Schul- und Bildungstätigkeit blühte, bevor die verschiedenen nationalen Interessen und Konflikte dem ein Ende bereiteten. Man brauchte den Buhle nicht mehr! Ob dort vormals auch Buhles *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben* stand? Unser Exemplar stammt jedenfalls aus einer anderen Bibliothek, wie die Stempel auf den sechs Teilbänden bezeugen: “Zur Bibliothek des Prinzen Friedrich zur Lippe gehörig.”

Der erste, 1934 von de Gruyter in Berlin und Leipzig publizierte Band von Werner Jaegers *Paideia* trägt auf dem Titel zwei Stempel. Der erste nennt die “Handbibliothek des Gymnasiums zu Rostock”; der zweite stellt fest: “Geprüft. Keine Beanstandungen. Kommission zur Säuberung der Büchereien Rostock”, ohne Datum, aber signiert. (Abb. 1) Band zwei von 1944 trägt auf dem Vortitel den vom “11.2.45” datierten Eintrag des Hamburger Ordinarius für Kunstgeschichte Wolfgang Schöne. Unterstrichen finden wir auf Seite 5 den zweiten Teil des Satzes: “Aber die Beziehung von Staat und Mensch wird in diesem Jahrhundert nicht nur darum so bewußt erfaßt, weil man den Staat vom sittlichen Menschen aus neu begründen will.” Auf Seite 30 ist am Rande deutlicher als anderswo das hippokratische Diktum bezeichnet: “Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, die Gelegenheit flüchtig, der Versuch riskant, das Urteil schwer.” Die drei Bände, der erste in der Erstauflage von 1934 aus der Rostocker Gymnasiumsbibliothek, der zweite von 1944 und der dritte von 1947, wurden nachträglich einheitlich gebunden.

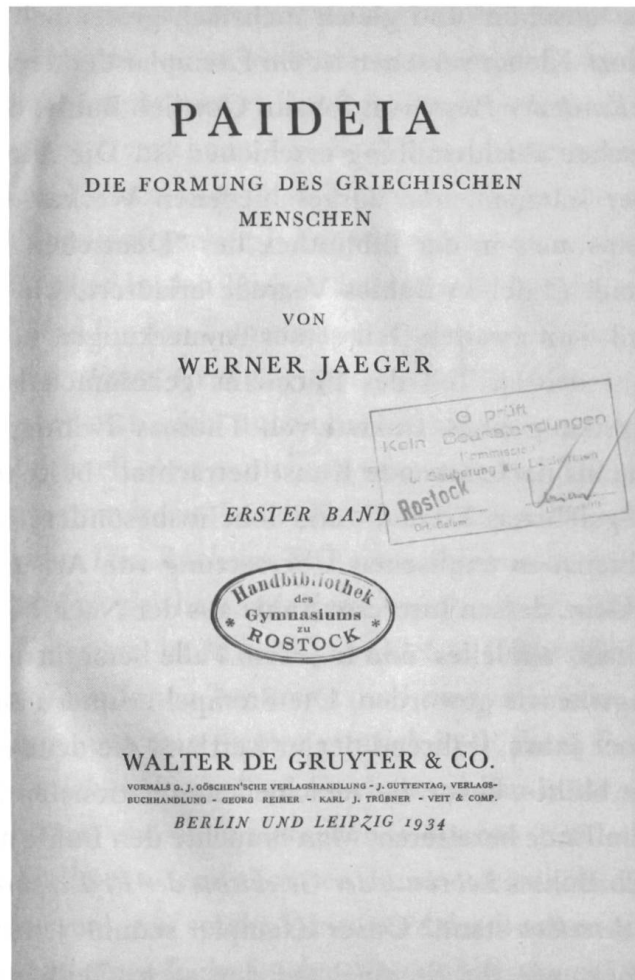


Abb. 1: Werner Jaeger, *Paideia*. Die Formung des griechischen Menschen, Bde. 1–3 (1934–1947),
Erster Band, Berlin und Leipzig:
Walter de Gruyter & Co. 1934, Titel

Aus der Bibliothek der “Museums-Gesellschaft in Bern” stammt mit der Nummer 6431 bezeichnet ein Exemplar von Otto Brauns Buch über *Eduard von Hartmann*. (Abb. 2) Auf dem Vorsatzpapier und dem Vortitel findet sich der Stempel “Um Schonung und Reinhaltung der Bücher wird höflich gebeten”, und an denselben Stellen steht das “Aus der Bibliothek der M. G. ausgeschieden”. Der Titel trägt den eleganten Schriftzug Tscharners, der das Buch offensichtlich erwarb. Und daneben wird der Stempelaufdruck “Geschenk” handschriftlich ergänzt: “aus dem Nachlass des Herrn Max von Tscharner. 1920”. Das Buch ist also noch zu Lebzeiten des Basler Ordinarius für Philosophie in Basel in die Berner Bibliothek gelangt. Ob die Leser zuvor oder danach gewusst haben, mit welcher inneren Überzeugung Otto Braun

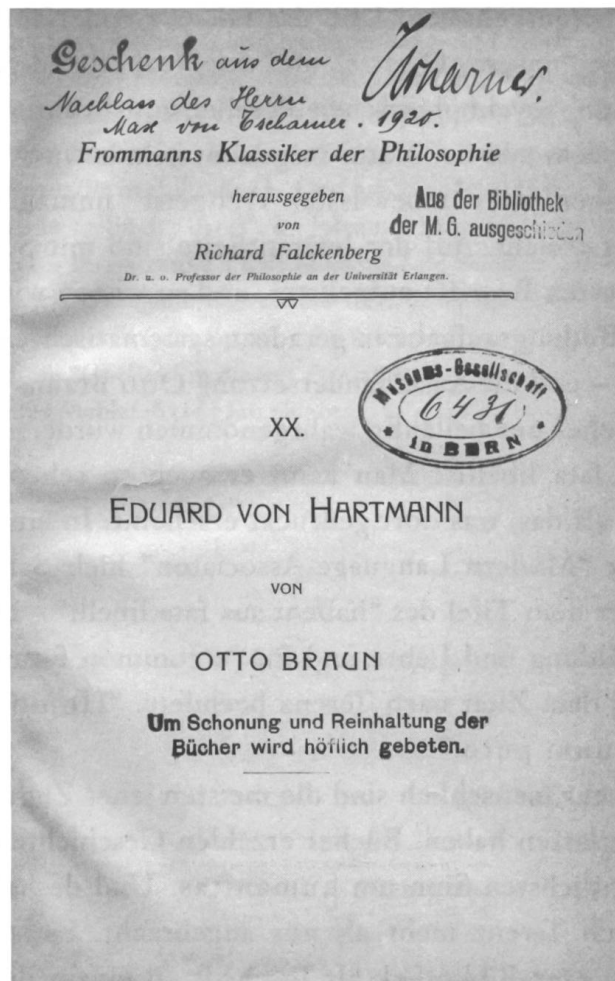


Abb. 2: Otto Braun, Eduard von Hartmann
 (= Frommanns Klassiker der Philosophie
 herausgegeben von Richard Falckenberg, Bd. xx),
 Stuttgart: Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1909, Titel

seine – an Schelling orientierten – ‘weltanschaulichen’ Botschaften wie “Hinauf zum Idealismus!” verbreitete, wie er sich (1906) für “Saft und Kraft des Lebens, Einheitlichkeit und Persönlichkeit”, für “lebensgestaltende Ethik und Religion der Innerlichkeit” einsetzte, um dem Verdikt, “sonst verfallen wir dem trostlosen Kosmopolitismus”, zu entkommen? Der Erstleser(?) scheint die Ausführungen zu Eduard von Hartmann als Bildungsbürger aufgenommen zu haben; entsprechende, ihm wichtig erscheinende Zitate hat er durch Anstreichen verdeutlicht, Allerweltseinsichten eher als die ‘treibenden’ Aufrufe Brauns. Da schält sich der Kosmopolit als Nachfolger des Bildungsbürgers heraus. “Das Denken tötet sich selbst, wenn es sich von der Welt der Anschauung lossagt”, wird Trendelenburg zitiert und vom

Leser am Rand herausgehoben. Und das Gleiche widerfährt einer Bemerkung zur Analogie “unseres Geistes” und der “real lebendigen Natur”. Die Ausführungen zum ‘psychophysischen Parallelismus’ führen bei Braun zur Bemerkung, dass dem und der Natur insgesamt kein bewusster einheitlicher, sondern ein “einheitlicher unbewusster Weltgeist” immanent sei, was der Leser dann unterstreicht. Auf der letzten Seite sind mit Seitenzahlen versehen die wichtigsten Begriffe aufgelistet, und so wissen wir, dass das Buch in der Tat seine Bildungsaufgabe in geradezu systematisch-enzyklopädischer Weise erfüllt hat – und die Auseinandersetzung Otto Brauns mit Eduard von Hartmann wohl eher nur beiläufig wahrgenommen wurde.

“Habent sua fata libelli”! Man kann es auch so sehen: Bücher sagen häufig mehr aus als das, was dort gedruckt erscheint. In einer “Presidential Address” vor der “Modern Language Association” hielt Sander L. Gilman 1995 – stets unter dem Titel des “habent sua fata libelli” – ein Plädoyer für humanistische Bildung und Lehre und für “a common future of books and jobs”, das er mit dem Zitat nach Terenz beendete: “Homo sum: humani nihil a me alienum puto.”⁴

Menschlich, sehr menschlich sind die meisten jener Zugriffe auf Bücher, die Spuren hinterlassen haben. Bücher erzählen Geschichten, menschliche! Es geht im eigentlichsten Sinn um humanitas. Und deshalb ist jenes berühmte Zitat nach Terenz mehr als nur angebracht. Es stiftet Sinn! Das Diktum ist in unserer Bibliothek als Inschrift an einem der in Beton gegossenen Deckenbalken angebracht. Zuvor liest man das Diktum “vitam impendere vero”, das Rousseau 1764 auf den Titel seiner *Lettres écrites de la montagne* schrieb, weil er an die Wahrheit seines Standpunktes glaubte, was ihn dann zum Verlassen des Landes zwang. Und weiter liest man an der Decke unserer Bibliothek “trahitur dulcedine cantus”, und darauf folgend den noch deutlicher von Zuversicht geprägten, beruhigenden Spruch “sapiens ubique tutus”, der sich auf Arion bezieht, der sich mittlerweile in Sicherheit gebracht hat und auf dem Rücken eines Delphins singend in seine Heimat gebracht wird.

Büchergeschichten! Leben! “Il Mondo tutto n’è libro autentico, e originale.” Das ganze Leben ist ein Buch, so Francesco Bianchini 1696 in der Vorrede “Al discreto Lettore” seiner *Istoria Universale Provata con monumenti, e figurata con simboli de gli antichi*. Längst sind die Bücher zu Zeugnissen des Lebens geworden und werden dies selbst dann bleiben, wenn ihnen im Post-Print-Zeitalter nur die Musealisierung bleiben sollte.

- 1 Diese Präzisierung entnehme ich einem Beitrag von Ernst Otto Graf, der eine solche wahrhaft schicksalsträchtige Geschichte im Zusammenhang mit Ludwik Flecks Buch zur *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* zu berichten hat und sie deshalb unter den Titel des “habent sua fata libelli” stellt. Cf. Erich Otto Graf, “habent sua fata libelli [...] – Bücher haben ihre Schicksale”, in: http://www.fleckzentrum.ethz.ch/fileadmin/user_upload/lfz_pdf_events/Referat_Erich_O._Graf.pdf [20.08.2015]; Erich Otto Graf, “HABENT SUA FATA LIBELLI – le destin des livres”, in: Johannes Fehr/Nathalie Jas/Ilana Löwy (Hg.), “Penser avec Fleck – Investigating a Life Studying Life Sciences”, in: *Collegium Helveticum Hefte*, Heft 7, Zürich: Collegium Helveticum 2009, S. 63–76.
- 2 Graf, habent sua fata libelli (pdf), op. cit. (wie Anm. 1).
- 3 Cf. dazu den Beitrag “Quellen” in diesem *SCHOLION*, S. 13.
- 4 <http://www.jstor.org/stable/463163> [20.08.2015].

